

# **Sonnengott - Tentakelgott**

**Wiener Weltuntergang -  
Fruehling der Toten, #4**

**by John Aysa, 1969-**

**Veröffentlicht: 2013**  
Residenz Verlag

☞ ☞ ☞ ☞ ☞ ☞ ☞ ☞ ☞ ☞

## **Inhalt**

<b>Kapitel 6 ...</b>	<b>Befindlichkeiten.</b>
<b>Kapitel 7 ...</b>	<b>Der Arzt.</b>
<b>Kapitel 8 ...</b>	<b>Die Kirche.</b>



### **BEZAHLTE ANZEIGE:**

*Die einzig wahre, reine und gesunde Kraft ist ein Rechter Haken in die Magen-grube von Anarchismus und Menschenrechten. Darum bei den nächsten Wahlen FRD/WSW. Zur Besudelung unserer Gegner ist uns nichts zu dreckig. Denn wer nicht für uns ist, ist gegen uns. Hoch die Faust!*

**BEZAHLTE ANZEIGE ENDE**

## **Kapitel 6**

### **Befindlichkeiten.**

In den behelfsmäßig X-tra-Laboratorien genannten Räumen, die eigentlich keine andere Bezeichnung als eine Nummer neben den Türen hatten, herrschte reger Betrieb. Carlotta Cameron brauchte nicht wissen, wie Genspleißing funktionierte. Sie brauchte nicht einmal das Konzept der Technik dahinter verstehen. Sie brauchte nur die Augenbraue zu heben und einen konzentrierten Blick aufzusetzen. Schon sprudelte jede Person in ihrem Blickfeld freiwillig alle Informationen hervor, die sie zu wissen begehrte.

Veränderte sie noch dazu ihre Stimme um eine halbe Oktave nach unten und wurde leiser, dann war jeder Techniker imstande, ihr mit wenigen Worten zehn unterschiedliche Methoden zu schildern, mit deren Hilfe man die Entfernungen von Himmelsobjekten bestimmen konnte. Natürlich vorausgesetzt, ihr Blick verwandelte das Technikerhirn nicht in Mus und in ein stotterndes, sabberndes, schwitzendes Subjekt am Rande der Menschlichkeit.

Diese Frau agierte wie der Ereignishorizont eines schwarzen Lochs, sie zog den Betreffenden einfach in ihren Bann und ließ ihn nicht mehr los, bis sie hatte, was sie wollte. Kurios war dabei nur die beglückte Freiwilligkeit, mit der ihre Opfer dem Ruf der Sirene folgten. Vielleicht war sie in ihrem vorigen Leben eine erstklassige Jagdspinne gewesen und hatte ihre Fähigkeiten mitgenommen. Vielleicht würde sie in ihrem nächsten Leben eine erstklassige Jagdspinne werden und trainierte dafür.

Obwohl sie schon vor Stunden abgerauscht war, waren immer noch alle Techniker anwesend. Schon seit Jahren gab es keine Regelungen und Gesetze zum

Schutz der Arbeitnehmer mehr, und deshalb konnte Carlotta verlangen, was sie wollte, wann sie wollte.

Scharfe und bohrende Geräte wurden arrangiert, sägende und schneidende Werkzeuge bereitgestellt, zwickende und kneifende Instrumente in Position gebracht. Computer fuhren Spezialprogramme hoch. Alles, was zur Untersuchung des Zombies nötig war, um ihn bis hinab zu den Zellkernen zu durchleuchten, wurde in Bereitschaft gebracht.

Man entleerte Blasen, trank Kaffee und entwarf Arbeitsabläufe und Pläne zur Untersuchung. Für einige Beteiligte war das ganze Unterfangen nicht einfach, sie waren ihrem ehemaligen Direktor im Laufe der Zeit mehrmals in anderen Abteilungen von HGT begegnet.

Ganz im Gegensatz zur jetzt herrschenden Furie hatte er ihr technisches Gebrabbel verstanden und nachvollziehen können, warum was wann wie geschah. Der Mann war mehr einer von ihnen gewesen als einer der Anzüge, in deren Ebenen er sich verirrt hatte.

Die Anzüge verstanden nur die Zahlen in Bilanzen und Statistiken. Sie hatten keinerlei Ahnung von den oft komplexen Vorgängen der Arbeit, von der oft notwendigen Zeit des passiven Abwartens, aber dafür verlangten sie die Erfüllung unrealistischer Vorgaben.

Die Anzüge waren unterm Strich nichts weiter als Arschlöcher. Sie ließen sich von den wahren Mächtigen auf den Kopf scheißen und leckten Ärsche sauber, während sie zugleich nach unten kackten. Die Anzüge waren nichts weiter als Parasiten in feiner Kleidung. Sie richteten nur Schäden und Scheiße an.

Der erste Direktor war einer von ihnen gewesen, den es zufällig nach oben verschlagen hatte. Er war umgänglich gewesen, hatte keine Berührungsängste gekannt, viel von der Arbeit gewusst und sich stets gern aufklären lassen. Er war ein guter Direktor gewesen. Sicher, auch er war nicht ohne Fehler gewesen. So hatte er die lächerliche Idee vertreten, daß jemand, der eine grundsolide Ausbildung als Genetiker, Biologe oder Chemiker hatte, mehr von seinem Fach verstand als der Manager oder Firmenleiter, der gerade mal Betriebswirtschaftslehre oder Management gelernt hatte.

Diesen Irrglauben hatte der erste Direktor mit seinem Leben bezahlt, und so stand er jetzt dummerweise in einem Käfig und mußte als Versuchsobjekt herhalten. Er war tot, hatte eine Erektion und serienweise Ejakulationen, und seine ehemaligen Angestellten bereiteten sich darauf vor, Stücke aus ihm zu schneiden, ihn zu schälen und aufzubohren und zu sezieren. Nur um zu ergründen, warum er hier herumstand, anstatt einfach still und tot zu sein.

Dabei war die Sache vielleicht ganz einfach und mittels einer rein statistischen Überprüfung zu klären. Konnte es sein, daß diejenigen, die vom Tod zurückkehrten, Atheisten waren? Nachdem sie an kein Leben nach dem Tod glaubten, an kein Jenseits, an kein Leben danach, weder an Himmel noch an Hölle, wo sollten sie denn hin?

Es wäre doch immerhin möglich, nicht wahr? Zombies waren tote Atheisten. Ganz simpel. Für diese Erkenntnis brauchte man nicht an ihnen herumschnip-peln. Das Problem war nur, auch dafür mußte ein Nachweis erbracht werden. Und es war alles andere als einfach, bei jemandem Pathologie zu spielen, den man per-

sönlich gekannt hatte. Das war belastend, und deshalb würde die Sache trotz der von Carlotta Cameron gezündeten Hektik wohl nur langsam vorangehen.

Von all den Problemen, den Gedanken und der psychischen Belastung, die schwer auf das Gemüt seiner ehemaligen Angestellten drückten, hatte Helmut nicht die geringste Ahnung. Es kümmerte ihn nicht, daß sogar der zwar ehrgeizige und rechthaberische, zugleich aber stoische Wenzel Häferl nicht von unrunder Befindlichkeiten verschont blieb.

Er war ein Bündel totes Fleisch, das keine Ahnung von den Problemen hatte, die von ihm verursacht wurden. Denn das wahre Problem war nicht der Umstand, daß es einen Zombie geben konnte—das war einfach zu bewerkstelligen, daran hatte Wenzel Häferl selbst teilgenommen.

Die wirkliche Schwierigkeit mit den Untoten begründete sich auf dem Umstand, daß Helmut ein ganz anderer Untoter war als der Mann, der für den ursprünglichen Versuch hergehalten und das Zombiebaby gezeugt hatte.

Für dessen, intern Herstellung genannte, Erschaffung hatte man sich an der umstrittenen Grundlagenforschung des Anthropologen und Ethnologen Wade Davis orientiert und mit Tetrodotoxin, TTX, sowie der Stechapfelsorte Datura stramonium, einem Nachtschattengewächs, und anderen natürlichen und künstlichen Substanzen experimentiert.

Das war nicht so schwer gewesen, nach einigen Jahren hatten sie die perfekte Zusammenstellung beieinander gehabt. Die Schwierigkeiten begannen später. Das Baby, das die Frau zur Welt gebracht hatte, war so etwas wie ein kleiner Kannibalenzombie gewesen: agil, aggressiv und hungrig. Und das Blut, mit dem Helmut infiziert worden war, hatte ihn in einen klassischen Zombie verwandelt. Die grunzenden, stumpfsinnig langsamen Gestalten, die nach Hirn gelüsteten, ganz so, wie man es aus Filmen kannte.

Die große Frage war jetzt: Wie war das passiert? Wie hatte ein mehr oder weniger natürliches Produkt, der erste Zombie, zwei Variationen schaffen können, die so gar nicht das waren, was man erwartet hatte.

Helmut hatte keine Ahnung von nichts.

Er wurde von simplen, ursprünglichen Trieben in Bewegung gehalten.

Fressen und Ficken! Die simpelsten Befehle.

Fressen und Ficken loderte, brannte, tobte und brüllte es in seinem toten Verstand. Diese beiden Worte beherrschten ihn komplett.

F-r-e-s-s-e-n. F-i-c-k-e-n. F-r-e-s-s-e-n-F-i-c-k-e-n. FressenFicken. Fressenfickenfressenficken...

Carlotta saß im Büro und starrte auf den in der Tischplatte versenkten Bildschirm. Sie hatte die Unterlagen ein gutes Dutzend Mal durchgelesen und das, was sie davon verstanden hatte, machte keinen Sinn. Irgendwo bei ihrer perversen Arbeit mußten die Leute geschlampt haben. Nun, Wenzel Häferl sollte sich anstrengen und herausfinden, was damals passiert war. Schließlich hatte er seine fetten, schmierigen Finger im Spiel gehabt.

Was die anderen Teilnehmer an den damaligen Experimenten betraf, nun, da war nicht mehr viel zu machen. Es lebten nur mehr drei der Beteiligten. Einige waren von eigener Hand gestorben, zwei an Altersschwäche, einer bei einem Unfall

und zwei galten als verschollen. Von den dreien litt einer an Alzheimer und die zwei anderen hatten sich in die Psychiatrie verabschiedet.

Einzig Wenzel Häferl war geblieben, und der machte den Eindruck, als wäre er nicht mehr oder weniger gestört, als er es ohnehin sein ganzes Leben lang war. Irgendwie fand Carlotta das beunruhigend, einem Wasserspeier die Lösung des Rätsels zu übertragen.

Jetzt begutachtete sie zum wiederholten Mal die Videoaufnahmen, die vor Jahren entstanden waren, als der Versuch mit der Schwängerung der Frau unternommen worden war.

Sie saß mit verkniffenem Blick da und hielt das Bild immer wieder an, studierte die Standbilder der Frau, die Gesichtsausdrücke, die von Angst, Panik, Ratlosigkeit und Verzweiflung erzählten. Sie sah zu, wie der Tote es letztlich schaffte, sie zu überwältigen und zu penetrieren.

Sie sah den Moment, in dem der Blick brach und die Frau aufgab, weil ihr mit einem Schlag klar wurde, daß es keinen Grund mehr für einen Kampf gab. Sie hatte verloren, endgültig und alles. Der Kampf war vorbei und sie konnte sich fallen lassen.

Carlotta sah, wie sich ihre Gesichtszüge entspannten, wie eine Ruhe einkehrte und ihr Gesicht weicher wurde.

„Das ist eine Schönheit,“ murmelte sie erstaunt. In der Tat, die Frau war bildhübsch, das war bis zu diesem Moment nicht erkennbar gewesen. Sie fror das Standbild ein und öffnete die Archivdateien, suchte nach den Unterlagen und...

„Markus!“

Kaum daß sie den Finger von der virtuellen Taste hob, öffnete sich die Türe zum Büro.

„Ja, bitte?“

„Wo ist diese Frau?“ Sie tippte mit einer Nagelspitze auf den Tisch.

„Einen Moment.“ Er ging wieder hinaus und sie sah ihm kurz nach. Fescher Kerl, irgendwie. Sie hatte den vagen Verdacht, daß er eine Hohlbirne war, aber da wollte sie noch auf den Nachweis warten. Vielleicht wenn sie sich Burschi einmal persönlich zur Brust nahm. Mal sehen, ob der Hintern in der Jeans das hielt, was er versprach, wenn man ihn auspackte. Hm. Ja, sie sollte ihn mitnehmen. Könnte Spaß machen und wäre sehr aufschlußreich. Dumm fickt gut. Dieses Vorurteil war ihrer Erfahrung nach in der Hälfte aller Fälle zutreffend. Na gut, auch intelligente Leute konnten gut ficken, aber den Dummen kam dabei niemals der Verstand dazwischen.

Burschi brauchte eine Weile, bis er wieder auftauchte. Er sah etwas irritiert aus und leicht derangiert. Offenbar hatte er sich durch einen Berg Aktenordner wühlen müssen. Aufarbeitung der alten Scheiße an allen Ecken und Enden, Bereinigung der Unterlagen. Hm, ein leicht verschwitzter männlicher Körper, einen Hauch Testosteron verbreitend. Erregend.

„Komischerweise gibt es keine Dateien dazu im Computer,“ setzte er an, und sie verkniff es sich, ihn zu verarschen. Verdammt, er war so dumm, das mußte wohl ein sensationeller Fick sein. „Diesen Unterlagen nach gibt es dort unten, wo... der andere war, noch ein zweites Gefrierfach. Aber von einer Belegung steht hier nichts.“

„Findet sich ein Hinweis auf eine Entsorgung?“

„Äh, nein.“

„Na, dann ist es ganz einfach. Dort gibt es weit mehr als zwei Gefrierfächer. Geh hinunter und suche sie. Irgendwo muß sie sein. Offensichtlich wurde sie nicht entsorgt.“

Er zwinkerte nervös.

„Ich soll dort runtergehen und suchen?“ Ein wenig Unverständnis, ein wenig mehr Panik und ein Hauch Unwillen schwebten in seinen Worten mit. Junge, Junge, du spielst hier ein gefährliches Spiel. Ich kenne deine Personalakte, gib acht, was du wie sagst. Du bist zu dumm, um dich mit mir zu messen. Du bist sogar zu dumm, um dich mit Wenzel Häferl anzulegen.

„Was an meiner Anweisung war gerade nicht zu verstehen?“ Sie funkelte ihn an und ließ ihn ihre Ungeduld spüren. Fickmaterial oder nicht, sie würde seine Fresse durch die Scheiße schleifen, wenn er ihr auf die Nerven ging.

„Nichts, alles klar, ich gehe,“ erwiderte er hastig. Das trotziges Aufbegehren erlosch schlagartig. Angst blitzte auf. Ducken und kuschen. Brav, Platz. Mach Männchen.

„Gut. Und Markus?“

„Ja?“ Er drehte sich noch mal um und sie deutete ein Lächeln an.

„Gib dir Mühe. Finde sie und du wirst von mir belohnt. Finde sie nicht und es setzt eine Bestrafung. Alles klar?“

Er schluckte. „Ja, ganz klar.“

„Gut.“

Carlotta drehte sich zum Fenster. Er würde sie finden. Gut für ihn, gut für sie. Sie hatte nämlich ein paar Ideen, die sie unbedingt ausprobieren wollte. Und mit der anderen Leiche standen die Erfolgchancen viel schlechter.

## **Kapitel 7**

### **Der Arzt.**

„Ich habe bitte was?“ Schiller starrte den Arzt fassungslos an.

„Böses Blut.“

Einer der Mitläufer seiner Partei, ein lächerlicher Speichellecker, der sich als Sekretär verdingte, hatte ihm den Mann empfohlen, als kompetent und verschwiegen beschrieben. Sein bisheriger Arzt war in Pension gegangen, und den Pillendreher, der ihm vonseiten des Amtes vorgeschlagen worden war, den mochte er nicht. Er war der Kanzler und suchte sich seinen Arzt selbst aus. Die schleimigen Politfische, die ihm vor die Nase gehalten wurden, stanken ihm.

Bis zu diesem Moment hatte der empfohlene Arzt einen sehr guten Eindruck auf ihn gemacht. Termin zu jeder ihm passenden Zeit war keine Frage, die Medien hatten ihn noch nicht entdeckt und der Mann hatte noch nicht versucht, aus seinem prominenten Patienten Kapital zu schlagen. Ärztliche Schweigepflicht hin oder her, ein wenig den eigenen Umsatz steigern konnte nie schaden.

Schiller hatte schon seit längerer Zeit alle möglichen Befindlichkeiten, fühlte sich in seiner Haut äußerst unwohl. Für sich genommen war jedes Symptom nichts weiter als eine lästige Kleinigkeit, aber in ihrer geballten Form stellten diese Kleinigkeiten eine erhebliche Einschränkung seiner Lebensqualität dar. Er wollte dieses unerquickliche Wechselbad an negativen Empfindungen so rasch wie möglich loswerden—stattdessen hatte er gerade eine vollkommen verrückte Diagnose gestellt bekommen. Schwer zu glauben, daß er sich nicht verhöhrt hatte.

„Böses Blut?“ Er mußte sichergehen.

„Genau,“ bestätigte ihm der Arzt erneut.

Unfaßbar. „Was, bitte, soll das sein?“

„Eine sehr gute Frage, auf die es keine eindeutige Antwort gibt. Kurz gesagt ist es eine Veränderung der körperlichen Befindlichkeit, wie Sie es gerade erleben. So gut wie immer negativ behaftet. Wie diese Sache zustande kommt, was die genauen Auslöser dafür sind, das ist nicht bekannt. Es gibt Vermutungen und Wahrscheinlichkeiten, aber keine Beweise.“

„Davon habe ich noch nie gehört.“ Schiller war bestürzt. Das hörte sich alles wenig aufbauend an. Da war was, man wußte nicht was genau und konnte nicht sagen, wie es zu beseitigen war. Großartig. Genau das, was ein Patient hören wollte.

„Natürlich nicht,“ sagte der Arzt in einem Tonfall, der Schiller wenig behagte. Ein wenig Hohn und Selbstgerechtigkeit schwebten darin mit. „Pharmaindustrie und Politik achten sorgfältig darauf, daß Informationen wie diese, die weite Teile der Bevölkerung betreffen, so gut wie nie publik gemacht werden. Das könnte unangenehme Nebenwirkungen haben, für die es keinen Beipacktext gibt.“

Der Arzt war nicht ganz dicht. Schiller erkannte einen Vorwurf, wenn er ihn hörte. Erst auf harmlos machen und dann zuschlagen. In ihm stieg Zorn hoch. Hinterhältiger Kretin. Er haßte es, sich einen neuen Arzt suchen zu müssen. Einen Arzt suchen zu müssen war beschissen. Aber ob er noch mal zu diesem Arschloch ging, mußte er sich genau überlegen. Kam ganz auf die nächste Antwort an.

„Wie läßt sich das behandeln?“

„Im Grunde gar nicht.“

„Wie, bitte?“ Das wurde immer besser.

„Böses Blut ist nicht behandelbar. Diese Veränderungen werden durch sehr viele Faktoren in Gang gehalten. Sie sind auch nicht schwerwiegend und—auch wenn der Name anderes suggeriert—das Blut selbst ist nur ein kleiner Teil des Körpers, der von einer gewissen Übersensibilität betroffen ist. Die Veränderung in unserer Umwelt kommt zum Beispiel infrage. Auch der Klimawandel, die langsame Verdunkelung, Gifte, Abgase, all die Chemie in unseren Lebensmitteln, nicht zuletzt die Handystrahlung, die Computer und Sonstiges. Sehr viele Faktoren, sehr viele Symptome. Alles nicht so einfach zu behandeln.“

„Also habe ich etwas, das man nicht kennt, von dem man nicht viel mehr weiß, als daß es nicht gefährlich ist, sondern nur tierisch nervt—und niemand hat eine Ahnung, was man dagegen tun kann?“ Was für eine gottverdammte Scheiße. Und dieser verfluchte Arzt wagte es auch noch, zustimmend zu nicken. Nein, er würde ganz sicher nicht wieder hierher kommen. Der Kerl konnte ihm gestohlen bleiben.

„Genau. Die ersten Verdachtsmomente, daß sich hier etwas Neues zeigt, sind kurz nach der Jahrtausendwende aufgekommen. Einen Namen dafür gibt es erst seit wenigen Jahren. Das alles ist medizinisch gesehen eine überaus kurze Zeitspanne, in der man nicht einmal im Ansatz in die Nähe einer Langzeitstudie oder einer gründlichen Erforschung aller Zusammenhänge kommt. Die Forschung stockt hier ein wenig. Es gibt Parteien, die nicht an einer Aufklärung interessiert sind: Pharmaindustrie, Politik, Sie wissen ja, wie das ist.“

Ach ja? Wußte er das? Am liebsten hätte er seine Hände um den Hals dieses Kerls gelegt und zgedrückt, bis er seine Eingeweide schiß. Er wußte nämlich tatsächlich, wie das so war. Er spielte dieses Spiel selbst seit vielen Jahren.

„Und was soll ich jetzt machen?“

Der Arzt zuckte mit den Schultern. „Damit leben. Böses Blut ist, so weit man sagen kann, nicht tödlich. Es sorgt nur für Unbehagen, das kommt und geht. Lernen Sie damit zu leben und sich nicht davon beherrschen zu lassen. Mehr gibt es nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft dazu nicht zu sagen.“

„Das ist alles?“

„Alles, was die Schulmedizin im Moment weiß.“

Als Schiller wieder im Wagen saß, starrte er einige Minuten lang hinaus auf die Straße, beobachtete seine Untertanen, wie sie ihrem miserablen, langweiligen Kleine-Leute-Leben nachgingen. All diese unbedeutenden, nichtssagenden Menschen. Ihnen fehlten die Vision, die Größe, nach mehr zu streben, ein Ziel ins Auge zu fassen, das sie dazu zwang, über sich hinauszuwachsen.

Nein, lieber verharrten sie in der Bedeutungslosigkeit ihrer kleinen, beschissenen Leben. Frei von großen Zielen, von großen Gedanken. Sie blieben in der Masse stecken und schlugen sich durch, jämmerlich. Sie hatten keine Ideen, keine Kreativität, keinen Ehrgeiz—nichts. Ihnen fehlte alles, was ihn ausmachte, was ihm Größe verlieh.

Sie lebten, starben und hinterließen keine Spur. Sie waren genauso unbedeutend wie Milliarden andere Menschen. Was hatte denn dieses kleinliche Leben für einen Sinn? Diese Leute, sie waren es nicht einmal wert, bedauert zu werden. Sie waren unbedeutend, Sandkörner am Strand des Universums, Staub im Wind. Er hingegen würde scheinen, strahlen und das Antlitz dieser Welt mitgestalten. Er würde der Welt seinen Stempel aufzwingen und J.W. Schiller würde für alle Zeiten unvergessen bleiben.

Scheiß auf diesen lächerlichen Wurm von Arzt. Nichtswürdige Kreatur vor den Augen ihres Herrn, ihm.

Ein Graffiti.

An der Hauswand auf der anderen Straßenseite. Ein Fisch, dessen Kopf in zahllose Tentakel mündete. Buchstaben, Geschmiere. Lächerlich, klein, so unbedeutend. So weit reichte der Horizont des durchschnittlichen Idioten, bis zu einer Schmiererei an der Wand, dem Ausdruck einer kindischen, dummen, lächerlichen, unbedeutenden Rebellion. Möchtegern-Rebellen. Nichtswürdige Schwachköpfe, die es nicht wert waren, dieselbe Luft zu atmen wie er. Er war die Ewigkeit.

Er wandte sich an seinen Assistenten.

„Rudi, schick jemanden von der Putzkolonie hier vorbei. Ich will, daß dieser verdammte Arzt vom Angesicht der Erde verschwindet. Komplett. Es ist mir



scheißegal, ob er in den Weltraum geschossen oder an Schweine verfüttert, kompostiert oder zu Pellets verarbeitet wird. Er muß auf alle Fälle verschwinden.“

„Pellets?“

„Und du suchst mir einen neuen Arzt, einen verfluchten Weißkittel, der eine Ahnung davon hat, was er tut, und genau weiß, wie er mit seinem Gegenüber spricht. Einen Arzt, der Respekt hat und Visionen und die Größe, mir kluge Dinge zu sagen.“

„Wird gemacht.“

„Gut. Und Rudi?“

„Ja?“

„Wenn ich mich über den nächsten Arzt auch ärgern muß, dann wirst du das büßen. Dann muß ich davon ausgehen, sabotiert zu werden oder von unfähigen Schwachköpfen umgeben zu sein. Dann werde ich dich persönlich von der Erde fegen. Haben wir uns verstanden?“

Rudi schluckte. „Vollkommen.“

„Sehr gut, Rudi. Wollen wir es für dich hoffen. Losfahren!“ befahl er dem Fahrer und der dezente Wagen setzte sich in Bewegung, glitt über die von unübersehbaren Spuren des Verfalls flankierten Straßen. Schiller starrte aus dem Fenster und dachte an eine der zahlreichen Zukünfte, die ihm offenstanden.

## **Kapitel 8**

### **Die Kirche.**

Im Inneren des Doms war es relativ still. Die geflüsterten Unterhaltungen der kleinen Gemeinde, die sich zu dieser späten Stunde hier versammelt hatte, verloren sich in den für Uneingeweihte überraschenden Weiten dieses heiligen Fleckens. Rund vier Dutzend Mitglieder waren anwesend und unterhielten sich flüsternd, um sich von der eigenartigen Stimmung abzulenken, die sie befallen hatte, während sie warteten.

Der Dom war ein Ort der Kraft. In den Jahren und Jahrzehnten, die hinter ihm zurückgeblieben waren, hatte das Gebäude viel gesehen und erlebt. Es hatte Auren in sich aufgenommen, Sünden inhaliert und psychische Schwingungen absorbiert. Es hatte Lust, Freude, Schmerz, Lachen und Tränen geatmet, seine Substanz war darin getränkt worden.

Jetzt, da die Zeit der Heimlichkeit vorüber war und ein neuerlicher Ausbau vor einigen Jahren genügend Platz geschaffen hatte, schwitzten Stein, Mörtel und Erde all die aufgenommenen Eindrücke langsam wieder aus. Sie trieben durch die abgestandene Luft und erfüllten sie mit Schwere. Sie legten sich auf das Gemüt der Besucher und waren dafür verantwortlich, dass sich die Mitglieder der kleinen Gemeinde unbehaglich fühlten, obwohl sie nicht den Grund dafür benennen konnten.

Es war nicht einfach, sich hier aufzuhalten, ohne von der kalten Aura der Pracht und des Verfalls beeindruckt zu sein. Dieser Ort ließ sich sehen, schmek-

ken und riechen, vor allem auch riechen. Die Luft im Dom war würzig, roch ein wenig nach Meer, nach dem Ozean, nach dem ganz speziellen Odeur eines kleinen, alten Fischerhafens und ein wenig nach Fäulnis.

Der Odem des Doms.

Feucht glänzendes, tropfendes, schleimiges Grün überzog die Wände mit einer Schmierschicht und ekelig anmutendem Pelz. An einigen Stellen hingen tropfende, müffelnde Fäden von Tang oder irgendwelchen Seegräsern in Graubraun und Grün von der gewölbten Decke. Wasserflecken verunzierten den Boden mit den unregelmäßig gelegten Fliesen, deren Farben zwischen Grau und Schwarz, mit vereinzelt grünen Elementen, schwankten.

Der drei Stufen erhöhte Altar war ebenfalls mit Seegras und Tang geschmückt. Kultobjekte waren rings um die Umrandung eines relativ großen Brunnenschachts arrangiert.

Das Innere des Doms vermittelte den sorgsam gepflegten Eindruck von Alter und Verwahrlosung, von Verfall. Der Ursprung des Doms führte in die 1930er-Jahre zurück, als die ersten Schächte unter einer typischen, aus Ziegeln errichteten Fabrikhalle der Jahrhundertwende gegraben wurden, einem unauffälligen Bau mit vier großen Etagen. Zu diesem Zeitpunkt wurden dort von Dutzenden Näherinnen Stoffe verarbeitet. Es war ein glücklicher Umstand, daß die Besitzer der Fabrik der Kirche nahestanden, und so gingen die Arbeiten unauffällig vonstatten.

Viele Jahrzehnte war der Dom in aller Heimlichkeit gewachsen, bis der unaufhaltsame Niedergang der großen Religionen die Priester und Jünger ermutigte, sich aus dem Untergrund hervor in die Schatten der Oberwelt zu wagen. Vorsichtig, abwartend, darauf bedacht, nicht aufzufallen.

Der Dom war die in Europa größte Kirche des Dagon-Kults, der in den frühen Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in einer Kleinstadt namens R'lyeh geformt worden war und sich nach und nach außerhalb der Wahrnehmung der breiten Öffentlichkeit über weite Teile der Welt verbreitet hatte.

Die letzten Jahre waren zu den großen Weltreligionen nicht gut gewesen, und der Dagon-Kult zählte zu den großen Gewinnern. Noch sträubten sich die großen Kirchen mit aller Macht dagegen, daß der Kult allgemein als Religion angesehen wurde. Sie fochten ein Rückzugsgefecht, denn in der Alltagssprache bürgerte sich der Kult langsam, aber sicher als Kirche ein.

Nicht immer, aber immer öfter.

„Heast, in dera Kirchn steign ma d' Grausbirn auf.“

„Red kan Schas.“

„Entschuldigung, ich habe gerade eben kein Wort verstanden.“

„Wer isn der Schas auf Stelzen?“

„Der? Des is a neues Gemeindemitglied, spricht nur hochdeutsch, der Herr.“

„A wos? A feina Pinkl, hä?“

„Nix, heast, a gonz a Noamala wie wia. Nua a bißl deppat beim Redn.“

„So? He, Trottel, paß auf wie die Pappn rinnt, sonst muß i di niederpuddern.“

„Seids gusch, da Chef muß glei da sein.“

„Aufgestellter Maudreck, gibt's Probleme?“

„Da Boß kummt.“

Ganz im Gegensatz zu einigen Mitgliedern seiner Gemeinde war der Chef kein Hungerleider, und das war ihm deutlich anzusehen. Er schob seinen mächtigen

Körper aus einer Seitentüre und schritt um den Brunnen herum, zum beinahe bis zur Decke reichenden Standbild des Gottes Dagon, um ihn standesgemäß zu grüßen.

Dagons Oberkörper war der eines Menschen, der auf dem Unterleib eines Fisches ruhte, mit einem Gesicht, das eine wenig ansehnliche Verschmelzung beider Spezies darstellte. Der gesamte Körper war mit schillernden Schuppen überzogen.

Das Symbol des Gottes, unschwer am weiten Umhang des Priesters zu erkennen, stellte einen himmelwärts gerichteten Fischkopf mit offenem Maul dar. Es symbolisierte den Gott, der aus den Tiefen des Ozeans nach oben stieß, um sich verehren zu lassen und die Opfergaben der Gläubigen entgegenzunehmen.

„I mechat echt wissen, wia der Kerl des mocht, daß sei Gwandl so knapp üba dera Wampn sitzt.“

„Den Seinen gibt's der Herrgott.“

„Foische Kirch, Oida.“

„Nein. Das ist eine geflügelte Redensart, und schließlich ist Dagon unser Gott, oder nicht?“

„Ha, des hat der Piefke verstandn, was? Reg di net auf. San mia net die Seinen?“

„Sicher, aber wie immer und überall kommen die anderen Seinen uns zuvor.“

„Net bled, der Piefke.“

„Ich bin kein Piefke, sondern ein Deutsch-Nationaler.“

„Wuascht, du bist jetzan unsa Piefke, obst von duatn bist oda net.“

Der Oberpriester der Wiener Dagon-Kirche, Bischof der österreichischen Dagon-Gesellschaft, wandte sich seiner Gemeinde zu, trat an den Rand des Altars und breitete erneut seine Arme aus, ehe er zum Sprechen ansetzte:

*Hilf mir, großer Dagon, dein Name  
und deine Kraft verschaffen mir Recht!  
Erbarmungsloser Dagon, höre mein Flehen,  
lausche den Worten aus meinem Munde.  
Gegen dich und die deinen erheben sich Menschen,  
die Ungläubigen trachten uns nach dem Leben;  
sie fürchten dich, wollen dich und die deinen vernichten.  
Hilf uns, Dagon, gib uns Kraft,  
denn du bist der Beschützer des Lebens.  
Bringe Unglück und Verderben über unsere Feinde.  
Deine treuen Diener werden sie vernichten!  
Wir bringen dir ein würdiges Opfer, großer Dagon,  
und loben deinen Namen, denn du bist unser Gott.  
Du hilfst uns in all unserer Not,  
und wir lachen dem Feind ins Gesicht.*

„Was sagt uns dieser Anruf an Dagon, liebe Anwesenden? Er sagt uns, dass wir angefeindet werden von allen Ungläubigen, dass wir unser Leben in Gefahr bringen, indem wir uns zu unserem Glauben bekennen. Wer sind diese Ungläubigen? Die anderen Kirchen, die in ihrer Engstirnigkeit und Intoleranz keine andere Religion neben sich tolerieren. Der Anruf sagt uns aber auch, daß wir letztendlich tri-

umphiern werden, wenn wir dem Herrn Opfer darbringen, auf daß diese ihn uns gewogen stimmen und er unsere Feinde vernichten wird. Aber die anderen Kirchen schicken uns Spione und Verräter, Personen, die darauf aus sind, mit ihrer nur schwer zu ignorierenden Propaganda unsere geschlossene Front aufzulösen. Kann mir einer von euch sagen, wer diese Spione sind?“

Der Chef blickte streng auf seine Gemeinde hernieder, die da gespannt darauf wartete, von ihm die Antwort zu hören, aber einer von ihnen platzte heraus.

„Die Juden.“

Der Chef war erstaunt.

„ie Juden? Warum ausgerechnet die Juden, Bruder?“

„Na, die san reich und wia hobn nix.“

„Ist das so?“

„Na kloa, oda ham Sie schon amal an armen Judn gesehn? Die drübn auf der Mazzesinsel hobn sicha kan Hunga.“

„Mazzesinsel?“ Den Begriff hatte er schon einmal gehört, er mußte kurz überlegen. „Ach, du meinst das Viertel im zweiten Bezirk. Bruder, sag mir, kennst du persönlich überhaupt auch nur einen Juden?“

„Na, oba die sieht ma doch gleich amal mit ihre Hiat am Schädln und dem schwaozn Gwandl.“

„Bruder, das sind tiefgläubige Menschen, nicht unsere Feinde. Sie sind irregeleitet und fanatisch, aber deshalb nicht zwingend unsere Feinde. Die meisten Juden kannst du gar nicht erkennen, das sind Menschen wie du und ich. Nun, sie haben ihren Herrn ans Kreuz genagelt, aber dafür kann man nicht alle von ihnen verantwortlich machen. Ob du sie magst oder nicht, spielt keine Rolle. Diese Welt ist vorläufig groß genug, um allen Platz zu bieten. Aber sagt mir, ich habe immer noch keine Antwort auf meine Frage bekommen: Wer also sind unsere Feinde? Wodurch hat sich die Welt zum Schlechteren gewandelt?“

„De Ausländer?“

„Ausländer? Verflucht noch mal, benutzt euren Verstand!“ brüllte der Chef plötzlich. „So ein Blödsinn. Neunzig Prozent von euch haben ausländische Vorfahren und die Hälfte davon waren einmal Untertanen Ihrer Majestäten, der Habsburger, also auch keine Ausländer. So etwas Blödes.“ Er sollte sich nicht so aufregen, aber das nervte ihn schön langsam. Jedes Mal, wenn er irgendetwas fragte, wurden Ausländer ins Spiel gebracht. Verflucht seien die Rechtsparteien mit ihrer ewig gleichen, dummen Hetze und Bauernfängerei. Simple Thema für simple Gemüter. Verflucht seien alle anderen Parteien dafür, niemals etwas Wirkungsvolles gegen diesen idiotisch erfolgreichen Populismus getan zu haben. Er hätte gewettet, keiner der Anwesenden wäre in der Lage, ein Wort wie Seeschiffahrtsstraßen richtig zu schreiben.

„Dagon kennt keine Ausländer. Es gibt nur Gläubige oder Ungläubige. Wir sind alle Mitglieder derselben Kirche. Immer derselbe Quatsch.“

„Die Illuminati?“

„Interessanter Gedanke, Bruder, aber falsch. Diese ungläubigen Schweine der Wissenschaft wurden schon vor Jahrhunderten in den Untergrund gedrängt, in die Bedeutungslosigkeit gebetet. Das sind keine Feinde, sondern Hunde. Wie Hunde kriechen sie vor jeder Hand, die Zuckerbrot und Peitsche bereithält, werfen sich winselnd auf den Bauch und betteln um Zuneigung. Sie reden die Religionen

madig, aber sie haben keine Macht. Nein, die verfluchte Brüderschaft der Wissenschaft meine ich nicht. Seid ihr wirklich so dumm?“

„Die Weiba?“

„Endlich! Ein Lichtschein im Dunkel der Hirnlosigkeit. Sehr richtig, Bruder—Frauen. Das Übel dieser Welt, die Zerstörung des Glaubens. Frauen, dieses alles zersetzende Gift. Zuerst wollten sie Gleichberechtigung, dann die Pille, die Abtreibung, sie verlangten nach der Verstümmelung unserer Sprache und erhoben Anspruch auf Führungspositionen. Und was geschah dann? Sie ließen sich von jenen, die sie bekämpften, einspannen, um uns zu bekämpfen, um die Kinder Dagon's eines nach dem anderen aus der liebevollen und feuchten Umarmung ihres Gottes zu zerren und zurück zu den Kirchen zu treiben. Frauen, pah!“

Er holte tief Luft. „Sie locken mit ihren Brüsten und Hüften, sie versprechen Sex und Sinnlichkeit, oh ja, sie versprechen dir viel. Und wenn es zu spät ist, zeigt der Dämon in der Frau seine wahre Fratze. So machen die Frauen das. Sie sind Hexenvolk.“

Es fiel dem Chef schwer, bei dieser Rede nicht hämisch zu kichern. Welches der dummen Viecher dort unten wußte schon, von wem sie wirklich manipuliert wurden?

„Aber fürchtet euch nicht. Denn nicht alle Frauen sind böse, nicht alle sind gefährliche Agenten von Dämonen. Wir werden sie bekämpfen und mit Dagon auf unserer Seite werden wir obsiegen. Denn Dagon zeigt uns, was wir zu tun haben. *Sei in der Wahl deiner Mittel nicht zimperlich. Verzichte auf nichts, was dir zum Vorteil gereicht.* Und daran halten wir uns und darum werden wir uns bei der Kirche des Gekreuzigten bedienen und etwas von ihr übernehmen, um dem Hexenvolk beizukommen.“

Oh ja. Genau so machte man das.

Mit einer dezenten Kopfbewegung signalisierte er einigen seiner Gehilfen, zur Tat zu schreiten.

„Und weil wir heute so zahlreich versammelt sind, wollen wir dieses Mittel, das ich auserkoren habe, testen. Ich werde euch zeigen, wie man die Hexen, die uns bedrohen, unzweifelhaft erkennen und unschädlich machen kann!“

Die letzten Worte hatte er beinahe geschrien, und die Gemeinde applaudierte und brach in dezenten Jubel aus. Die Gehilfen in ihren schlichten, schwarzen Roben hatten schnell gearbeitet und die Vorbereitungen während seiner Worte abgeschlossen und jetzt zerrten mehrere von ihnen eine sich heftig windende Frau in Richtung Altar. Sie war geknebelt und an den Gelenken gefesselt. Die Jünger schleuderten die Verkörperung des Bösen vor ihrem Chef zu Boden und dieser stellte einen Fuß auf ihren Rücken.

„Verflucht sei die Frucht deines Leibes, Weib, verflucht sei dein Geschlecht, dreimal verflucht.“

Der Chef lächelte seine Gemeinde an. „Zeigen wir Dagon, daß wir seine Worte verstanden haben. Wenden wir die Werkzeuge an, derer wir habhaft werden und die uns von Nutzen sind.“ Er nahm den Fuß von ihrem Rücken und die Jünger packten sie und fesselten sie an ein schmales Gerüst, das neben dem Altar aufgebaut worden war. Die Frau war sehr hübsch und kurvig, hatte dichtes, blondes Haar, das in langen Wellen über ihren Rücken fiel.

Aufgeregtes Flüstern bei den Gläubigen.

„Dama die gachblonde Fut jetzan pudern? Fesch is scho.“

„Hams dir ins Hirn gschissn? Glaubst, i mog deine Futhusaren hobn?“

„Bist deppat? Na Oida, kannst das jo in Osch pudern, geht a. Dera ihr Hintern is eh fesch.“

„Wie bitte?“

„Der Kollege Bruder hat gefragt, ob wir die wasserstoffblonde Schlampe ficken werden, und ich habe ihn gefragt, ob ihm jemand ins Hirn geschissen hätte und ob er denn dächte, daß ich seine Filzläuse haben will, worauf er mir vorgeschlagen hat, die Blonde rektal zu bedienen.“

„Danke, jetzt verstehe ich. Dieser lokale Dialekt des Deutschen ist wirklich eine schwere Sprache.“

„Scho guat, Piefke.“

„Ich bin kein Piefke.“

„Na guat, du Furchenscheißer, dann bist hoit ka Piefke, Piefke.“

„Vielleicht sollt ma eam amoi zu de Xiberga schickn. De vasteht kana.“

„Wohin?“

„Vorarlberg, Bruder Piefke, Vorarlberg. Das ist im Ausland.“

Die geknebelte Frau wurde entkleidet.

„Sie könnte Hexenwerkzeug in der Kleidung versteckt haben.“

„Ui, die Oide is wirkli fesch. Schau da de Duttln an.“

Der geknebelten Frau wurden alle Haare vom Körper geschoren, von Kopf bis Fuß.

„Sie könnte Hexenwerkzeug im Haar versteckt haben.“

„Scho sche, so a rasierte Fut.“

„Jo eh.“

Der Frau wurde ihr Knebel abgenommen und in sämtliche Körperöffnungen wurden Finger gestoßen.

„Darin könnte sie Hexenwerkzeug verstecken.“

„Oida!“

Der Chef trat vor sie hin und legte ihr die flache Hand auf die Stirn, nachdem er einmal dezent an seinen Fingern geschnüffelt hatte. In Momenten wie diesen fand er die weiten Roben praktisch. Aufmerksam beobachtete er ihr Gesicht, während er zu ihr sprach und dabei den Knebel löste.

„Hör zu, du Schlampe, du wirst hiermit beschwört bei den Flossen von Dagon, bei den Tränen des Meeres und der Freude unseres Gottes. Hör zu, du Schlampe, du wirst beschwört bei den Wundern von R'lyeh, bei den Tränen der unglaublichen Jungfrauen des Meeres, die ihre Flüssigkeiten über die Strände in der Dämmerung vergießen. Du wirst beschwört, Schlampe, im Namen all der Nässe, die das Leben und die Macht von Gott Dagon darstellen. Solltest du unschuldig sein, dann vergieße Tränen und Körperflüssigkeit, wenn schuldig, dann unterlasse dieses Sakrileg. So möge es sein im Namen von Dagon, dem Gott des Meeres, dem Ursprung des Lebens. Amen!“

„Wos redt der do?“

„Klingt a bissl wie das zweite heilige Buch, das *Malleus maleficarum* der Brüder Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. In der adaptierten und modernisierten Fassung der Dagon-Press der Universität von Arkham.“

„San de Brüda do?“

„Du Depp. Die beiden waren Dominikanermönche und Inquisitoren, Hexenjäger. Ihr Handbuch zur Verfolgung der Hexen haben sie 1487 geschrieben.“

„Und des bringt's?“

„Es ist bis heute das beste Buch, um eine Hexe zu überführen und ihr die Schandtaten zu entlocken. Die beiden Brüder waren sehr erfolgreich, haben Dutzende Hexen überführt.“

„Und wos steht durt sonst'n drin?“

„Wie man sie richtig foltert, daß sie nach glühenden Eisen verlangen, welche Tricks sie anwenden und Ähnliches.“

„Bist narrisch.“

„Ja, aber der Chef hat die Foltermethoden unserer Zeit angepaßt und damit den Klassiker in ein neues, rechtes Licht gerückt.“

„Gscheit.“

Die Frau war gar nicht mehr in der Lage, diesen surrealen Albtraum, in den sie da geraten war, als Realität zu erkennen. Sie war nicht fähig, auch nur ein klares Wort zu sprechen oder auch nur zu weinen. Der Schock saß zu tief. In den Stunden seit ihrer Entführung bis zu dem Moment, als sie zum Altar gezerrt wurde, hatte sie alles an Tränen vergossen, was in ihr gewesen war. Das war ihr großes Unglück, denn das Fehlen der Tränen bestätigte, wie angewiesen, ihre Schuld.

Das hatte der Chef natürlich vorausgesehen und deshalb stand das Werkzeug parat und wartete auf seinen Einsatz.

„Ein spanischer Stiefel!“ erklärte der Piefke, während die Frau erneut geknebelt wurde. Besser Vorsicht als Nachsicht walten zu lassen, sie hatte noch all ihre Zähne, und wie man wußte, scheuten Hexen vor keiner Hinterhältigkeit zurück. Der linke Fuß wurde in die Vorrichtung gezwängt („Moderne Hexen verzichten auf Hufe oder Bocksfüße“), in die dann mit einem Hammer Keile hineingetrieben wurden, die ihre Knöchel zertrümmerten und den Fuß in einen blutigen Klumpen verwandelten, während das Opfer in den Knebel brüllte.

Die Gemeinde war fasziniert und ein klein wenig angewidert. Es reichte für angenehmes Ekeln.

Das Ausreißen der Fingernägel mit einer Zange, einen nach dem anderen, ertrugen die Gläubigen schon etwas schwerer. Das war ein überaus realistisches Trauma, das jeder nachvollziehen konnte. Dazu brauchte es nicht viel. Der Chef, der sich in Gedanken mit den kommenden Freuden beschäftigte, während seine Jünger ihres Amtes walteten, bemerkte die aufkeimende Unruhe und wandte sich seiner Gefolgschaft zu.

„Wir bringen Dagon ein Opfer, das dem Gott würdig ist und mit dem wir gestärkt werden. Wir zeigen ihm, was wir aus seinen Worten lernen und wie treu wir ihm ergeben sind, daß wir bei der Umsetzung nicht zögern. Das ist es, was unser Gott verlangt und braucht. Gehorcht, widersteht dem Schrecken und den Schmerzen.“

Er hob beschwörend die Arme.

*Diener Dagon,  
preist euren Gott,  
in dessen Haus ihr steht,  
zu dieser späten Stunde.*

*Erhebt eure Hände  
und preist euren Gott!  
Erfreut euch am Wissen,  
das Richtige zu tun.*

Auf einem tragbaren Induktionsherd wurde ein Topf voller Öl erhitzt, bis die Flüssigkeit den Siedepunkt erreicht hatte. Dann zwangen die Jünger die linke Hand der Frau in die kochende Flüssigkeit. Als sie wieder herausgeholt wurde, war sie geschwollen, rot und schwarz, die Haut geplatzt, Blut und Fett tropften, es roch nach geschmortem Hühnchen.

Die Hexe hatte schon längst das Bewußtsein verloren, und so machte sich der Chef persönlich daran, sie wieder zu sich zu bringen, um ihr dann mit im kochenden Öl erhitzten Nadeln die Augen auszustechen. Die ganze Zeit über lief einer der Jünger mit Raumspray herum, um die intensivsten Gerüche zu unterdrücken.

Weil er Gefallen an der Befragung gefunden hatte, machte sich der Chef die Mühe, ihr jeden Zahn einzeln mit einem Hammer aus dem Mund zu schlagen und sie anschließend langsam mit einer Baumschere in Stücke zu schneiden.

Das Blut spritzte mit Wucht in hohen Fontänen herum und besudelte die Gemeinde, die in Demut ihren Kopf senkte und betete, bis die Hexe unter furchtbaren Qualen hinabgefahren war in jene Hölle, die sie geboren, in die Welt geschissen, ausgespien hatte.

Tropfend von Blut und Schweiß breitete der Chef seine Arme aus und segnete die Gemeinde.

„Geht in euch und seid stark. Denkt stets daran, Dagon glaubt an euch und zählt auf euch, und nur in diesem Glauben findet ihr Erlösung. Ich weiß, diese Messe war schmerzhaft für euch, aber der Schmerz reinigt die Seele und verleiht euch Stärke. Kraft, die ihr noch brauchen werdet. Denn es ist gewiss, dass die Weiber einst das Böse über die Welt gebracht haben und wieder bringen. Es ist gewiß, daß sie uns untergehen sehen wollen. Seht sie euch an, die Welt. Dem gilt es, geeint entgegenzutreten. Heute haben wir den ersten Schritt auf dem Weg zur Vollkommenheit unseres Glaubens getan. Es werden noch viele Schritte folgen. Geht jetzt und kommt gut nach Hause. Dagon's Segen begleitet euch.“

Während die Gemeinde langsam den Dom verließ, beseitigten die Jünger die Spuren der Befragung und brachten die einzelnen Teile der Frau weg.

Vor einigen Jahren hatte die Kirche dank einer großzügigen Spende die geerbte, ehemalige Fabrik über ihrem Dom zu einem Kulturzentrum ausbauen können. In der obersten Etage befand sich die Residenz des Kirchenfürsten. Dort residierte der Chef und dort wartete schon einer seiner Bediensteten darauf, frisches Fleisch zuzubereiten.

Der Chef war zufrieden und hungrig.

